№ 161. Erstes Blatt.

Dienstag, 14. Juli.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.

Expeditions-Stellen: W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 45.

Redaktion: W., Lützowstraße 105.

Redakteur: H. Holdheim in Berlin.
Für den Inseratentheil verantwortlich Gustav Cohen in Berlin.

Druck und Verlag der „Volks-Zeitung", Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustrirtes Sonntagsblatt.

Berlin. 1891. — 39. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mark — Pf
Monatlich „ „ 1 „ 35 „
Wöchentlich „ „ — „ 35 „
Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3,25 Mk., Monat 1,10 Mk., Woche 30 Pf
Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4,50 Mark, zweimonatlich 3 Mark, dritte Monat 1,50 Mark
Einzelne Nummer 10 Pfennig.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Zum Lotterie-„Wesen".

Roulette und Trente et Quarante sind seit 1872 im Deutschen Reiche verpönt. Die Gesetzgeber, die damals dem Unfug in Homburg, Baden-Baden und wo sich der Spieteufel sonst noch seine Opfer suchte, ein Ende machten, dachten noch moralisch genug, um dem Staate die Aufgabe anzusinnen, die von der Spielleidenschaft Befallenen auch gegen ihren Willen nach Möglichkeit vor der Gelegenheit zu schützen, ihr zu erliegen. Wer durchaus nicht gewarnt sein will, muß sich seit jener Zeit schon etwas weiter bemühen und die Gelegenheit, die ihm in Deutschland versagt wird, im Auslande aufsuchen. Das ist nicht Jedermanns Sache, denn auf eine entfernte Gewinn-Möglichkeit hin weite Reisen zu unternehmen, erfordert einen kräftigeren Entschluß, als die Drangabe von nur ein paar Stunden zu dem Behuf, einmal das Glück auf die Probe zu stellen. Auch kann es nicht Jedermanns Sache sein, denn noch kostet — gleichsam wenigstens eine gute Seite des behördlichen Sträubens gegen eine vernünftige Verkehrspolitik! — eine lange Eisenbahnfahrt ein Stück Geld, welches schwach gefüllte Börsen schon recht tüchtig erleichtert und im Verein mit den Kosten des Aufenthalts im Auslande jene Probe erschwert. Wer nicht Jedermanns Sache sein, denn noch kostet — gleichsam wenigstens eine gute Seite des behördlichen Sträubens gegen eine vernünftige Verkehrspolitik! — eine lange Eisenbahnfahrt ein Stück Geld, welches schwach gefüllte Börsen schon recht tüchtig erleichtert und im Verein mit den Kosten des Aufenthalts im Auslande jene Probe erschwert. Wer nicht schon über eine recht anständige Geldkatze verfügt, sei es seine eigene oder diejenige betregener Bank-Aktionäre, muß sich deshalb seit 1872 den Gedanken, einmal dem faites votre jeu Ordre zu pariren, vergehen lassen; und darin wird man nur ein in der Tat verdienstliches gesetzgeberisches Werk erblicken können.

In Sachen Lotterie hat der preußische Staat seit Menschengedenken auf einem Standpunkte verharrt, welcher sich wenigstens im Prinzip mit demjenigen deckte, der am 31. Dezember 1872 mit dem das neue Jahr ankündigenden Glockenschlage die Spielhöllen eingehen hieß. Viele Jahrzehnte hindurch haben Organe der Regierung wie Volksvertretung bei jedwedem sich darbietenden Anlaß das Bestehen der Staatslotterie einzig und allein zu entschuldigen gesucht, und zwar zu entschuldigen mit der finanziellen Lage des Staates, welche einen Verzicht auf bestehende Staatseinnahmen einstweilen nicht gestatte. Stets ist die Aufhebung der Lotterie vorbehalten worden, das eine Mal mit geringerem, das andere Mal mit größerem Nachdruck, vorbehalten für eine Zeit, wo der Wegfall der Einnahme aus der Lotterie mit der Finanzlage verträglich sein werde. Niemals wurde von Seiten der Regierung auch nur Miene gemacht, das Staatslotteriewesen als an sich berechtigt, als einen legitimen Faktor im Staatshaushalt und als etwas vom Standpunkte der Moral Unanfechtbares darzustellen. Es hat stets Uebereinstimmung darin bestanden, daß nur unter einem gewissen äußeren Druck, unter dem Zwange, das Geld nehmen zu müssen, wo man es finde, der Staat an den Spieltrieb des Volkes appelliren dürfe.

Recht bezeichnend dafür, wie hierüber in der vorkonstitutionellen Zeit gedacht wurde, ist eine Allerhöchste Kabinetsordre vom 21. Juli 1841, betreffend Veränderungen in der Lotterie-Verwaltung. In der Einleitung dieser Kabinetsordre heißt es: „Da die Lage des Staatshaushalts mit Rücksicht auf die anderweit beabsichtigten Steuer-Erleichterungen die Abschaffung der Lotterie noch nicht gestattet, so will Ich, um den Wünschen mehrerer Provinzial-Landtage zu entsprechen, zur möglichsten Beschränkung des Lotteriespiels auf Personen der wohlhabenden Klassen und zur Abstellung der bei dem bisherigen Betriebe bemerkbar gewordenen Uebelstände Folgendes bestimmen." Wie man sieht, findet hier namentlich das von Regierung und Provinzial-Vertretungen geteilte Verlangen seinen Ausdruck, die minder wohlhabenden Klassen vor dem Lotteriespiel zu bewahren. Dem entspricht es, wenn die Kabinetsordre vor Allem bestimmte, daß Lotterie-Einnehmer, welche Loose auf Kredit abgeben, dies auf eigene Gefahr tun, wegen des gewährten Kredits kein Klagerecht haben und höchstens den kreditirten Betrag von dem etwaigen Gewinne sollen in Abzug bringen dürfen. Die Kabinetsordre schreibt ferner Verringerung der Stellen der Lotterieeinnehmer vor, namentlich in kleineren Städten und auf dem platten Lande. Eine weitere Bestimmung ordnet an: „Die Zahl der in jeder Lotterie spielenden Loose soll vermindert, der Einsatz für jedes Loos hingegen erhöht werden." Kurz, es spricht aus alledem die Einsicht, wenn schon eine Aufhebung der Lotterie „noch nicht" möglich sei aus leidigen finanziellen Rücksichten, so sei doch zum Wenigsten dem kleinen Manne die Versuchung, sich am Lotteriespiel zu beteiligen, möglichst fern zu rücken.

Die vorstehende Kabinetsordre wird in den nächsten Tagen 50 Jahre alt. Aber die Ereignisse der letzten Jahre zeigen, daß wir in Preußen gegenüber der gesunden Anschauungsweise jener Zeit weit zurückgekommen sind. Vor ein paar Jahren die Verdoppelung der Loosezahl der Staatslotterie, demnächst die mit musterhaftem Raffinement ausgeklügelte Schlossfreiheit-Lotterie, eine Kolossal-Lotterie mit Kolossal-Gewinnen zur größtmöglichen Anstachelung der Spielleidenschaft, jetzt wieder eine Kolonial-Lotterie beschlossen und eine neue Vermehrung der Loosezahl der Staatslotterie in Sicht, daneben eine Verkleinerung der Loosabschnitte und eine Vermehrung der Zahl der Lotterie-Einnehmer. Dabei Hohn und Spott über die Philister in den Parlamenten, die sich mit solcher Wendung der Dinge nicht befreunden können und an dem Köhlerglauben von der Unzulässigkeit staatlicher Ausbeutung des Spieltriebes der Menge festhalten! Und zu alledem eine Finanzlage, welche — man möge hinsichtlich der Zukunft denken, wie man wolle, — jedenfalls seit mehreren Jahren die Notwendigkeit ganz und gar ausschloß, auf die Lotterie als Einnahmequelle zurückzugreifen.

Seit der Milliarden-Ueberschwemmung, welche Deutschland hat durchmachen müssen und trotz der Buße, die hierfür in der langen Periode von Krach und schleichender Krise gezahlt werden mußte, ist die Neigung in Deutschland ohnehin eine große und verbreitete und anhaltende geblieben, auf Wegen wohlhabend zu werden, die möglichst rasch und möglichst mühelos zum Ziele führen. Es soll damit nicht etwa bestritten werden, daß auch in Deutschland von Vielen fleißig und ehrlich gearbeitet wird. Aber je schroffer die sozialen Gegensätze in den letzten zwanzig Jahren geworden sind, je größer die Unterschiede zwischen Reich und Arm, je zahlreicher die Beispiele schnell errungenen großen Besitzes, desto nachhaltiger schwindet auch in der Menge die Empfindung für die Wahrheit des vortrefflichen Franklin'schen Wortes: „Wer dir erzählt, du könnest anders reich werden, als durch Arbeit und Sparsamkeit, von dem wende dich weg; er ist ein Giftmischer!" Zu den Aufgaben des Staates gehört es wahrlich nicht, auch nur das Mindeste dazu beizutragen, daß die Empfindung für die Wahrheit dieses kernigen Ausspruchs erlösche.

Wenn auch Gründe billig sind wie Brombeeren, auch für die schlechteste Sache, so sind die Gründe eben auch danach: billig und schlecht. Das Spielbedürfniß, so heißt es entschuldigendermaßen, bestehe nun einmal bei der Menge, und weshalb solle es nicht lieber dem eigenen Staate zugute kommen, als irgend wem sonst? Denn, so heißt es weiter, gespielt werde ja doch, wenn nicht in der preußischen Staatslotterie, dann in irgend einer andern! Es giebt keine lahmere Entschuldigung. Kann der Staat den Spieltrieb seiner Bürger nicht zügeln, so giebt ihm das noch lange kein moralisches Recht, demselben Vorschub zu leisten, und noch weniger gewinnt er dadurch ein moralisches Recht, aus diesem Spieltrieb Nutzen zu ziehen. Aber am allerwenigsten darf der Staat dies für sich für erlaubt halten, wenn er selber mit Eifer bekämpft, was er in Bezug auf einen Teil seiner Angehörigen — die privaten Loosehändler — „Ausbeutung" der Spielsucht des Volkes nennt.

Berlin, den 13. Juli 1891.

Die englische Presse nimmt aus dem **Besuche des deutschen Kaisers in England** selbstverständlich noch fortwährend Veranlassung, Betrachtungen über die auswärtige Politik anzustellen. So sagt die „Times":

Es mag zwecklos sein, darauf hinzuweisen, daß England durch eine Störung des Weltfriedens nichts gewinnen und alles verlieren kann, aber selbst die, welche mit einer närrischen Eifersucht auf den Besuch Kaiser Wilhelms in England blicken, sollten verstehen können, daß eine Politik, basirt auf der Erhaltung des Status quo, nur dazu dienen kann, einen Krieg abzuwenden, der durch einen Versuch herbeigeführt werden könnte, die bestehende territoriale Verteilung der Macht auf dem Festlande zu ändern. Solch' ein Versuch von Seiten der verbündeten Mächte würde ihnen nicht nur die jetzt vorhandene Sympathie Englands entziehen, sondern auch die Grundlage des Dreibundes selbst untergraben. Vergebens sprechen die russischen Zeitungen von Provokation und Angriffspolitik und berufen sich darauf als Grund für die Zusammenziehung von Truppen in Russland und Frankreich. Beide täten dies, so behaupten sie, nur zu ihrer Verteidigung und zum Schutze der kleineren Staaten, welche angeblich durch den Dreibund bedroht sind. Der status quo bedroht keinen Staat, sei er groß oder klein, und die Verbündeten, welche die Tripelallianz schlossen als eine Sicherstellung des Friedens, sind die Beschützer, nicht die Feinde der unkonsolidirten und neutralen Staatsbildungen über Europa hin von Belgien bis Bulgarien.

Der „Standard" bespricht den Besuch des Kaisers in Hatfield und meint, die Leitung der Geschäfte durch Salisbury, möge sie nach dem gegenwärtigen Parlamente verlängert werden oder nicht, werde einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Nation erhalten, in welcher der Besuch des Kaisers verzeichnet ist, der in so entsprechender Weise vorbereitet war und in einer in jeder Hinsicht so glücklichen Weise zur Ausführung gelangte.

In einem Artikel **„Fürst Bismarck und die Presse"** in den „Hamburger Nachrichten" macht der Schlossherr von Friedrichsruh seinem Aerger über die offiziösen Angriffe auf seine auswärtige Politik einigermaßen Luft. Er behauptet, daß „die wohlwollenden Beziehungen, die heute zwischen England und Italien bestehen und einen Schutz der italienischen Küsten durch englische Schiffe möglich erscheinen lassen, lediglich auf Fundamenten beruhen, die zur Zeit des ersten Reichskanzlers gelegt wurden, welcher durch deutsche Vermittlung die Annäherung und die gegenseitige Aussprache des italienischen und des gegenwärtigen englischen Kabinets herbei-

Feuilleton.

Die Schweichelfeier begann am Sonnabend mit einem Sommerausflug nach Wannsee. Trotz des Regenwetters hatten sich aus den Kreisen des Schriftsteller-Verbandes und des Vereins Berliner Presse mehr als hundert Personen um den verehrten Jubilar geschaart. Aus der Rücksicht, daß eine Wasserfahrt ein „Vergnügen eigener Art" sei, wenn das feuchte Element von unten und von oben auf den Fahrgast eindringe, hatte man statt des weiteren Weges über die Spree und die Havelseen den kürzeren über das Schienengeleise gewählt und so landeten die Ausflügler trocken an den Ufern des Wannsees, welche schöner werden von Mai zu Mai. Beim heiteren Festmahl brachte Kammergerichtsrat Ernst Wichert in gehaltvoller Rede den ersten Trunk auf Robert Schweichel aus. Mit der Königsberger Luft habe dieser — so bemerkte Wichert — die tiefen Gedanken eines Kant und die freiheitlichen Ideen eingesogen, welche schon vor dem Jahre Achtundvierzig Männer wie Johann Jacoby u. A. m. in Ostpreußen verbreitet hätten. Für das Volkswohl einzutreten, habe Robert Schweichel sich früh berufen gefühlt und darum gehe auch durch seine Schriften als starker Zug die Liebe zum Volke. Wo er als Schriftsteller auf kernige Menschen gestoßen sei, ob im Tiefland seiner Heimat oder im Hochgebirge, da habe er sich zum Schaffen angeregt gefühlt. Aus dieser Volksliebe sei denn auch Robert Schweichels opferfreudiges Eintreten für die Berufsgenossen zu erklären. Wie er mit Hintansetzung seiner eigenen Interessen für den Verein Berliner Presse viele Jahre lang als Vorsitzender gewirkt, wie es seinen rastlosen Bemühungen gelungen, den Schriftstellerverband ins Leben zu rufen, das sei allen bekannt und um beide Vereine habe sich Schweichel ein unauslöschliches Verdienst erworben. Indem der Redner dann noch die Vorzüge des Schriftstellers und namentlich dessen innige Liebe zur Natur und seinen Sinn für Naturpoesie rühmte, brachte er ein Hoch aus auf Schweichel, der als edler, mannhafter Charakter, wie als Schriftsteller gleich verehrungswürdig sei.

Robert Schweichel's Dank, der den brausenden Hochrufen folgte, bewies, daß im Herzen des Siebzigjährigen die Flamme schwärmerischen Empfindens noch immer nicht erloschen ist. Unter den schlohweißen Haaren leuchteten die dunklen Augen noch in jugendlichem Feuer, und es war ein Ton in seiner Stimme, der ergreifend wirkte. Er knüpfte an die Bemerkung Wichert's von der Naturliebe an und bestätigte dieselbe. „Ja, ich habe stets die Natur in ihren schönen Erscheinungen bewundert und geliebt," so ungefähr antwortete er; „ dies mag seinen Grund zum Teil in dem Umstande haben, daß ich meine Jugend in der flachen und ziemlich dürftigen Tiefebene Ostpreußens verlebte, teils darin, daß meine Vorfahren aus Salzburg stammten. Vielleicht war vom Heimweh meiner Ahnen etwas wie Sehnsucht nach dem Hochland auf mich übergegangen. Die Liebe zur Natur ist in mir rege geblieben und daß die Feier, durch welche Sie mich ehren, an diesem Seesitz, inmitten der wunderschönen Natur veranstaltet wurde, freut mich ganz besonders. Der Wandertrieb hat mich weit in die Welt geführt und wie hier, so habe ich — um figürlich zu sprechen — auch im Leben gar manchen steilen Berg im Schweiße meines Angesichts erklimmen müssen. Daß ich vor diesen Hindernissen nicht erlahmte oder zu Falle kam, das danke ich meiner treuen Gefährtin auf der Lebenswanderschaft, die auch heute an meiner Seite ist. Und dann war in mir ein Etwas, das mich frisch und unverzagt erhielt. Der Glaube an die Menschheit. Ich glaubte in der Jugend an die Fortentwicklung zum Guten und spreche heute, da ein langes, bewegtes Leben hinter mir liegt, da der Reif des Winters mir im Barte hängt, die Ueberzeugung aus, daß die Menschheit fortschreitet in der Erkenntniß der Naturgesetze, in dem Verständniß des Schönen, in der allgemeinen Wohlfahrt. Mich können Rückschläge nicht mehr entmutigen und sprungweise erhaschte Errungenschaften nicht blenden, denn ich glaube an jenen Fortschritt, der durch mühsame Arbeit und heiße Kämpfe erzielt wird. Und jetzt, da mein Weg sich abwärts senkt, da die Schatten vor mir immer länger und tiefer werden, ist es mir ein tröstliches Bewußtsein, daß mein Glaube kein Irrtum, meine Arbeit keine vergebliche war. Denn, daß ich nicht ganz vergebens gelebt, daß auch ich mein Scherflein zu der gewaltigen Kulturbewegung unserer Zeit beigetragen, das läßt mich Ihre festliche Veranstaltung glauben, für die ich Ihnen herzlich dankbar bin." Der Redner schloß mit einem Hoch auf seine Freunde.

Ludwig Ziemssen brachte einen sehr sinnigen Toast auf Frau Elise Schweichel aus, welche als treue Lebensgefährtin des Jubilars besänftigend und zugleich beflügelnd auf diesen gewirkt habe.

Nach dem Festmahl, bei welchem noch einige launige Festlieder, zwischen den Gängen gesungen wurden, kamen unter Führung des Jubilars die Tanzlustigen zu ihrem Rechte. Um 11 Uhr trug der Eisenbahnzug die lustige Gesellschaft nach Berlin zurück.

Am Sonntag Vormittag empfing Robert Schweichel an der Seite seiner Gattin die zahlreichen Glückwünschenden. Im Namen des Vereins Berliner Presse sprach Ernst Wichert dem Jubilar den Dank für die vielen Verdienste aus, welche dieser sich um den Verein erworben habe. Dr. Max Ring, der alte Freund Schweichels, überbrachte diesem eine Adresse des Schriftstellerverbandes und des Vereins der Presse zugleich mit der Ehrengabe beider Vereine und zahlreicher Freunde Schweichels. Diese Ehrengabe bestand in einem Rentenbrief, welcher Schweichel und dessen Gattin eine lebenslängliche Jahresrente von 1200 M. sichert. Gleichzeitig war der Verlag der in der Habel'schen Buchhandlung erschienenen Schweizer- und Jura-Novellen für den Autor zurückerworben worden, so daß Schweichel nun in der Lage ist, eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstalten zu können. Herr Richard Redlich überreichte namens sämmtlicher Bezirksvereine des Schriftstellerverbandes im prächtigen, mit Blumen umwundenen Goldrahmen ein Bildniß Schweichel's. Die durch ebensoviel Talent wie Schönheit ausgezeichnete Malerin dieses wohlgelungenen Porträts, Frl. Helene Steinthal, befand sich unter den Gratulanten. Wie wir hören, soll dies Gemälde demnächst bei Gurlitt ausgestellt werden.

Robert Schweichel war bewegt und erfreut von der innigen Anteilnahme seiner Berufsgenossen und fand kaum Worte, um Allen, die gekommen waren, ihm Glück zu wünschen, zu danken. Wie Schiller's Poet ist er bei der Verteilung irdischer Güter zu spät gekommen. Im Himmel der Kunst träumend oder sich mühend für die gemeinsamen Ideale, hatte er es versäumt, Vorräte zu sammeln für den Winter des Lebens. Die Ehrengabe hebt ihn nicht über alle Sorgen weg, aber sie entlastet ihn ein wenig und bestärkt ihn in dem Glauben an die Menschheit. Durch die Ehrengabe aber wurde ein wahrhaft Würdiger ausgezeichnet. Schweichel gehört zu den seltenen Charakteren, die ihren Jugendidealen treu blieben, die ihre Feder in den Dienst der Aufklärung und Freiheit stellten und die ihre Gesinnung niemals um äußerer Vorteile willen verleugneten. Als Dichter aber hat er in seinem Roman „Die Falkner von St. Vigil" ein Werk geschaffen, das der deutschen Literatur dauernd zur Zierde gereicht. Im Laufe der letzten zwanzig Jahre ist kein Roman geschrieben worden, der sich in Bezug